
Gelegenheitskäufe
Kaufgesuche
Stellengesuche
Stellenangebote
Vermietungen
Verschiedene Anzeigen
Geschäftsempfehlungen
Geschäftsanzeigen
Geschäftsübernahmen
Geschäftsverkäufe
Heiratsgesuche
Heiratsanzeigen
Verlorene Gegenstände
Gefundene Gegenstände
Unterricht
Vereinsanzeigen
Familienanzeigen
Todesanzeigen
Danksagungen
Dankschreiben
Kirchliche Anzeigen
Öffentliche Anzeigen
Amtliche Anzeigen
Gerichtliche Anzeigen
Zwangsversteigerungen
Aufgebote
Konkurse
Vergleichsverfahren
Handelsregister
Genossenschaftsregister
Vereinsregister
Güterrechtsregister
Schiffsregister
Patentanmeldungen
Patenterteilungen
Gebrauchsmusterlöschungen
Warenzeichenanmeldungen
Warenzeichenlöschungen
Warenzeichenerneuerungen
Warenzeichenübertragungen
Warenzeichenverzichtungen
Warenzeichenaufgebote
Warenzeichenwiderspruch
Warenzeichenbekanntmachungen
Warenzeichenberichtigungen
Warenzeichenerteilungen
Warenzeichenlöschungsanträge
Warenzeichenlöschungsbewilligungen
Warenzeichenlöschungsbewilligungsanträge
Warenzeichenlöschungsbewilligungsanträge
Warenzeichenlöschungsbewilligungsanträge

Eine sonderbare Hochzeitsfahrt

Humoreske von Hans Tröbst-Chalandri

Mein Freund Anton, von Beruf Privatdozent Naturforscher und auch sonst ein komischer Kauz, war eines schönen Tages auf den vermessenen Gedanken gekommen, zu heiraten. An sich gewiß nichts Außergewöhnliches, wenn man bedenkt, daß Anton 42 Jahre alt, wohlbegütert war und eine Weltfremdheit besaß, die selbst die freiheitlichst gesinnte Polizei als mit der Sicherheit und dem Wohl des Staates unvereinbar erklärt haben würde. Die Braut, eine junge Dame im besten Alter, Assistentin an irgend einem Herbarium, besaß zwar wenig Geld, aber guten Charakter und häusliches Gemüt; die Interessengebiete waren die gleichen: also Liebe Verlobung, Hochzeit, die an einem schönen Sonnabend nachmittag Punkt 3 Uhr feierlich begangen werden sollte.

Daß Anton diesen Termin vergessen würde, stand bei allen Eingeweihten — mit Ausnahme der Braut — bombenfest, braucht also gar nicht besonders erwähnt zu werden. Zumal er am Freitag vor der Katastrophe noch einmal mit der Bahn nach seinem Häuschen, zwei Stunden von der Stadt oben am Gebirge, gefahren war um dort noch einige „äußerst wichtige Dinge" zu ordnen. Zwar hatten Mutter und Braut ihm bei der Abreise noch scherzend eingeschärft, auf jeden Fall rechtzeitig wieder zu erscheinen, aber trotz aller feierlichen Versprechungen hatte sich Anton draußen in seinem Eldorado so festgelesen und festgeschrieben, daß er erst am Sonnabend vormittags, bald nach elf Uhr behaglich im Bett erwachte. Dies war der Augenblick, wo es ihm plötzlich siedendheiß einfiel: Meine Güte! Er sprang aus dem Bett. Die standesamtliche Trauung hatte er bereits verschlafen! Und die kirchliche beinahe auch! Um drei Uhr sollte er doch, wenn er sich recht erinnerte, in Lack und Frack in der Kirche stehen. Jetzt hieß es retten, was noch zu retten war. Ein Blick auf die Uhr: Erbarmen! Auch den Zug erreichte er ja kaum noch! In rasender Eile kleidete er sich dennoch an, vergaß den Schlips und stürzte wort- und grußlos an seiner nicht weiter verwunderten Eurydike zum Hause hinaus, Richtung Bahnhof.

Nochmaliger Blick auf die Uhr: Unmöglich, die zehn Kilometer zu schaffen. Halt, ein genialer Einfall! Ein Gedanke, wie ihn nur die höchste Not, die Verzweiflung gebiert: wenige Schritte entfernt lag das Maschinenhaus einer kleinen Drahtseilbahn, welche die in der Nähe geförderten Erze einer Eisengrube hoch durch die Luft zur Bahn beförderte. Kamen die heil unten an, warum nicht auch einmal ein Mensch? Gedacht — getan! Anton eilte in das Förderhaus, erklärte dem dort gemächlich amtierenden Maschinisten — wenigstens hielt er ihn in seiner Aufregung dafür — in fliegender Hast die Lage, drückte ihm ein paar Groschen in die Hand und ließ sich dafür von Alois Kegelmeier in einen gerade leer zu Tal gehenden Eisenkorb hineinhelfen. Genauer: hineinwerfen. Der Hut ging dabei zwar verloren, aber ehe Anton noch richtig zu denken vermochte und sich über die Tragweite seiner Handlung klar werden konnte, hatte er bereits in der kleinen eisernen Badewanne die Luftreise angetreten. Glücklicherweise war er der Sachlage durchaus gewachsen. Er zog zunächst seine Uhr heraus und stellte einige Geschwindigkeitsberechnungen an. — Wenn kein Zwischenfall eintrat, erreichte er gerade noch den Zug zur Stadt. Vorausgesetzt, daß das Aussteigen ebenso schnell ging wie das Höhe!

„Einladen". Etwas bänglich wurde ihm bei diesem Gedanken aber doch zu Mute. Schon einmal war er aus einer fahrenden Straßenbahn in Gedanken herausgefallen; eine Drahtseilbahn hatte sicher auch allerlei Mucken . . . Surrend sauste das Kästchen zu Tal. Es war fünf Minuten vor zwölf; um ein Uhr ging der Zug. Die Hälfte des Weges hatte Anton bereits ohne Zwischenfälle zurückgelegt. Seine anfänglichen Bedenken waren geschwunden. „Beinahe wie im Flugzeug", stellte er befriedigt fest und besah sich behaglich die Gegend. Sehr hübsch! Zum mindesten sehr originell, diese Hochzeitsfahrt . . . ." Fast hatte er seine gute Laune wiedergefunden.

Da — plötzlich! Gerade zwischen zwei besonders hohen Masten, über einem tiefen schmalen Taleinschnitt begann sich die Geschwindigkeit merklich zu verlangsamen. Die Drähte zitterten und spannten sich, noch einmal ein leichtes Schaukeln und Schwingen . . . die kleine Badewanne hielt! Genau mitten über der Schlucht. Und mit ihr all die anderen, die bisher auf der Gegenseite an Anton vorbeigesaust waren. „Hm! Sehr merkwürdig", stellte Anton leicht beunruhigt fest. „Vielleicht eine kleine Betriebsstörung. Oder Anhängen eines neuen Kastens." — Anton war mit der Einrichtung einer solchen Bahn nur unvollkommen vertraut. Er saß flach auf dem Boden der Wanne, bequem zurückgelehnt, über sich den großen Drahtbügel, und nur wenn er über den Rand in die grausige Tiefe blickte, wurde ihm etwas ängstlich zu Mute. Er steckte sich also eine Zigarette an, stellte das Fehlen von Schlips und Hut fest und tat zunächst das, was auch andere Zeitgenossen bei unfreiwilligen Aufenthalten moderner Verkehrsmittel zu tun pflegen: er wartete und schimpfte leise vor sich hin: „Bummelei! Wirtschaft!" Häufig sah er nach der Uhr, blieb aber im allgemeinen ruhig.

Er konnte natürlich nicht ahnen, daß Alois Kegelmeier, der, wie schon der Name sagt, nicht mit besonderem Scharfsinn ausgestattet war, den „Meister" nur vorübergehend zu vertreten gehabt hatte, der „eben mal einen Augenblick gehen wollte". Und dieser nichtsahnende Meister war kurz nach zwölf Uhr zurückgekehrt und hatte, da Sonnabends nur bis Mittag gearbeitet wurde, die Drahtseilbahn pflichtgemäß stillgestellt. Alois aber war seines Weges gegangen, „ohne sich dabei etwas zu denken", wie er später, zur Rede gestellt, aussagte. Das waren die Vorgänge hinter den Kulissen, von denen Anton natürlich noch nichts ahnte. Doch allmählich begann er unruhig zu werden. Der Uhrzeiger rückte mit Riesenschritten vor, aber die vermaledeite Bahn rührte und regte sich nicht. Die ersten Anzeichen der Verzweiflung stellten sich bei Anton ein. Er raufte sich die Haare. Dann überlegte er, ob er an dem Hängeseil zum nächsten Mast „angeln" sollte und an diesem in die Tiefe . . . . lieber nicht! Dann rollte womöglich das Wägelchen los und ihm über die Finger. Anton stieß einen brüllenden Schrei aus, in höchster Qual. Das Echo antwortete ihm in Gestalt einer fernen, pfeifenden Lokomotive . . . Anton schlug in seiner Wanne die Hände vors Gesicht: „Aus! Aus!" schluchzte er ein über das andere Mal. Dort fuhr der Zug . . . .! Keine Seele weit und breit, er allein mit seinem Schmerz in schwindelnder lustiger Höhe!

Antons Seelenzustand zu schildern, ist schwer. Er lachte und weinte abwechselnd, schrie und tobte, rüttelte an den Bordwänden und schüttelte den Drahtbügel. Den Kragen hatte er abgerissen und über Bord geworfen. Mehrmals war er drauf und dran, sich selbst hinterher zu stürzen. Das ging so bis etwa vier Uhr nachmittags. Dann gab er den Kampf auf. Nun war daheim ja doch alles vorbei. Vor seinem geistigen Auge erschienen Standesbeamter, Braut, Kirche, Pastor, Festtafel. Nur schwer besann sich Anton auf seinen Beruf als Philosoph. Nun hieß es eben warten und das Unvermeidliche mit Würde tragen. Einmal mußte doch die Bahn wieder zu laufen beginnen! „Die Leute können mich doch hier oben nicht einfach verhungern oder vertrocknen lassen", schrie er mit dem gellenden Gelächter eines Wahnsinnigen in den Abend hinaus.

Um sieben Uhr begann es zu regnen, langsam und dauerhaft, wie ein Landregen zu sein pflegt. Ein Glück, daß dieser Regen kam und Anton etwas abkühlte. Anton lachte blöde vor sich hin. Die Nacht vertrieb er sich damit, das Wasser auszuschöpfen; bald gab er es auf. „So etwas habe ich mir ja schon lange einmal gewünscht", kreischte er ingrimmig. — Der Morgen kam, hell, wärmend und strahlend. „Na, nu wird's aber bald Zeit", raste er von neuem los und wippte wie ein Affe in seinem luftigen Käfig hin und her. Da . . . . er gefror fast zu Eis! Beinahe wäre er über die Brüstung gefallen! Gestern war doch Sonnabend gewesen, und heute? — Was soll man weiter berichten? Anton saß auch noch den ganzen Sonntag in seiner Wanne. Wo sollte er auch anders hin? Der Hunger quälte ihn; am Abend bekam er Wahnvorstellungen, und die ganze zweite Nacht bis zum Montag früh sang, schrie, lachte und weinte er durcheinander. Er fand sein seelisches Gleichgewicht erst wieder, als er im Halbschlaf durch das Rütteln und Quietschen der Drähte geweckt wurde.

Montag, 6 Uhr 30 war es, als die „Bahn" ihren Betrieb wieder aufnahm! Nach genau 50stündigem „Aufenthalt". Einige Minuten später luden an der kleinen Haltestelle einige Arbeiter ein stark angefeuchtetes höchst mangelhaft bekleidetes menschliches Wesen aus, worin sie ihren Nachbarn aus dem Gebirge nur mit Mühe wieder erkannten. Dadurch blieb auch dem zufällig anwesenden Gendarmen das Einschreiten erspart. Drei Stunden später war Anton zu Hause. Er fand eine gebrochene Braut und eine weinende Mutter. Natürlich hatte der Dampfer das rechtzeitig an Bord geschaffte Hochzeitsgepäck entführt, da man in der allgemeinen Aufregung vergessen hatte, es zurückzurufen. Die Fahrkarten waren verfallen. Nicht nur die „Hochzeitsgesellschaft", sondern auch die halbe Stadt befand sich in der größten Aufregung über diese „sonderbare" Hochzeit.

„Komm," sprach Anton darauf gefaßt zu seiner immer noch schluchzenden Amalia, „komm und tröste Dich! Wir holen heute alles nach und fahren dann zu mir hinaus. In die Berge!"

Amalia nickte weinend Bejahung. „Aber nicht mit der Drahtseilbahn" . . . das war der einzige zusammenhängende Satz, den sie hervorbringen konnte.

Ernst erfaßt, so erleichtert sie auch der Frau die willige Hingebung, welche sich in allen ihr Seelenheil nicht erschütternden Berührungen dem Willen dessen unterwirft, den sie als „Herrn" anzuerkennen vor dem Altar gelobt hat. Und je mehr sie das mit Bewußtsein, nicht nur aus eigener Haltlosigkeit tut, um so zufriedener wird sich das eheliche Leben für beide Teile gestalten. Ein starker Pfeiler des Glücks ist die Gemeinsamkeit der Interessen.

Nicht immer liegt es allein an der Flatterhaftigkeit und Veränderungssucht des Mannes, wenn seine Liebe wie Strohfeuer schon nach den Flitterwochen erkaltet, — mindestens ebenso oft darf man die Schuld bei der Frau suchen, die es nicht verstand, seine Interessen zu den ihrigen zu machen. Namentlich muß die junge Frau alle Verwandten des Mannes mit aufrichtiger Herzlichkeit als die eigenen betrachten und es als einen wichtigen Teil ihres Glückes schätzen, wenn sie gern in ihren Kreis aufgenommen wird

Gewöhnlich hat sie es nicht schwer mit dem Schwiegervater, der das Sohnes Wahl am vorurteilfreiesten auffaßt und anspruchslos genug ist, manch etwaiges kleines Versäumnis in den äußeren Formen mit der jugendlichen Schüchternheit zu entschuldigen, die er wie es ihm gefällt, durch Neckereien zu steigern, oder durch väterliche Güte zu besiegen sucht.

Noch bequemer richtet sie sich mit ihren Schwägern ein, die ihr ritterlich entgegenkommen, während es schon eines feinen Taktes bedarf, um die Schwestern des Mannes, besonders wenn ein recht intimes Verhältnis zwischen ihnen bestand, völlig zufrieden zu stellen. Aber am wärmsten muß das Herz der jungen Frau der Schwiegermutter entgegenschlagen, der Frau, welcher ihr Gatte nicht nur das Leben, sondern sicher auch den größten Teil der Eigenschaften verdankt, welche ihn ihr teuer machen.

Ganz verkehrt ist es, wenn sie die Liebe und Verehrung, welche ihr Gatte seiner eigenen Mutter zollt, nicht zu schätzen weiß, sondern sich in kindlicher Eifersucht — die niemals aus Liebe, vielmehr stets aus Egoismus entspringt — dagegen auflehnt. Will sie sich die Liebe des Mannes nicht verscherzen, der gewiß ein umso besserer Gatte ist, je treuer er an seiner Mutter hängt, so muß sie das übliche Vorurteil gegen Schwiegermütter von sich weisen und ihr die Ehrfurcht entgegenbringen, welche die Mutter ihres Gatten unbedingt zu fordern hat. Selbst in dem nicht gerade seltenen Falle, daß eine Mutter für ihren Sohn schwer zu befriedigen ist, da sie nicht allemal seinen Geschmack teilt, und die junge Frau dies empfindet, liegt es ihr erst recht ob, zu beweisen, daß ihres Gatten Wahl die richtige war und sie wohl befähigt ist, ihn zu beglücken. Wahre Güte und wahre Klugheit führen sie auf diesem Wege sicher zum gewünschten Ziele, und der Mann, welcher die beiden ihm teuersten Wesen wahrhaft liebt, lohnt mit erhöhter dankbarer Liebe die Selbstverleugnung und Sanftmut, womit sie manche kleine Demütigung ertrug. Gewiß würde sie es als eine schwere Kränkung empfinden, wenn ihre eigene heißgeliebte Mutter nicht die hohe Anerkennung und Rücksichtnahme von seiten des Mannes erführe, die sie unbedingt für sie in Anspruch nimmt — umso mehr sollte sie es als einen tief gemütvollen Charakterzug an ihm schätzen, wenn er in seiner Mutter das nachahmenswerte Vorbild für jede Frau erblickt, liebevoll darauf einzugehen und ihr alles abzulauschen und abzulernen, bis auf die Bereitung der Lieblingsspeisen herab, womit sie ihrem Gatten die Erinnerung an das Elternhaus und die von Mutterliebe getragene Kindheit so süß macht.

—⊙—

Wohin geht die Reise?

Von F. Freundt.

Kaum hat der Frühling seinen Einzug gehalten, so beginnen viele Menschen wieder Pläne zu schmieden und zu verwerfen. Wohin soll die Sommerreise gehen? „Wer die Wahl hat, hat die Qual" Das ändert nichts daran, daß es eine Kunst ist, seine Sommerfrische richtig zu wählen und zu genießen. Es kann hier nicht von denen die Rede sein, die im Winter in Tripolis, Aegypten oder St. Moritz waren, auch nicht von denen, die gegenwärtig wieder von den sonnigen Gefilden der Riviera zurückkehren, um anschließend in Karlsbad, Nauheim oder Kissingen die Zelte der vergnüglichen Erholung aufzuschlagen. Wird es dann Sommer, so fahren sie an die See oder in die Alpen. Der Herbst wird dann in Wiesbaden oder in Italien verbracht. Für diese kleine Menschenklasse ist die Wahl der Sommerfrische meist nur eine Frage des Geldbeutels und eine Fortsetzung des gewohnten Lebens an anderen Orten. Diese Sommerfrischler verbrauchen in der Regel viel, sehr viel Geld, aber trotzdem sieht kaum je bei ihnen so leuchtende Freude aus den Augen bei der Abreise und beim Wiederkommen, wie bei den Urlaubs- und Ferienreisenden. Bei ihnen vermißt man oft die günstige befreiende Wirkung, die Umstimmung des Gemüts und die gesundheitliche Erholung, die eine vollständige Aenderung der Umgebung und Lebensweise mit sich bringen kann und soll.

Wer wissen will, was eine Sommerreise leisten kann, der erinnere sich einmal an den Ausflug einer Schülerschar im vorigen Jahr, die nur acht oder vierzehn Tage nach einer bescheidenen Erholungsstätte wallfahrte. Schon auf der Fahrt waren es ganz andere Menschen. Die Freude und Erwartung der kommenden Herrlichkeiten leuchtete ihnen aus den Augen. Kaum waren sie an ihrem Reiseziel angekommen, so bemächtigten sie sich ihres Gebietes. Mit jugendfrischem Eifer wurden Haus, Stall und Garten, Wald und Feld und alles was leucht und kreucht, aufmerksam in Augenschein genommen. Jeder Tag brachte neue Entdeckungen. Ein Vogelnest, ein Hase oder gar ein Igel erfüllten das Gemüt für den ganzen Tag, und mußte endlich die Heimfahrt angetreten werden, so schieden sie wie aus einem Paradies, und die wenigen Tage leuchten ihnen noch jetzt in freudiger Erinnerung.

Darum: Wer reisen will, nehme sich die Kinder zum Beispiel. „Werdet wie die Kinder!" Das sei der Mahnruf, den jeder Urlaubs- und Ferienreisende beherzigen möge. Wer den größten Teil des Jahres mit einer Beschäftigung zubringen muß, die sein Gemüt nicht voll befriedigt, seine Kräfte übermäßig anspannt, sie in beständiger Unruhe erhält, muß ein- oder zweimal im Jahr eine Zeit haben, die ihn von allem befreit, was ihn im Laufe des Jahres beschwert. Die große Mehrzahl der Menschen, und auch solche, die ihren Beruf lieben und sich darin wohl fühlen, leiden darunter, daß sie meistens nicht das tun dürfen, was sie gern möchten. Alle Behinderungen und Störungen summieren sich schließlich und rufen jenen Zustand hervor, den man je nach Grad und Form als Nervosität, Abspannung oder schlechte Laune bezeichnet. Davon befreit nur eine Zeit, in der sich jeder seinen Neigungen nach eigenem Wunsche hingeben kann. Daraus ergibt sich aber auch, daß bei der großen Verschiedenheit der Neigungen jedem die Wahl dessen überlassen werden muß, was er mit seiner freien Zeit anzufangen gedenkt. Von solchen Erwägungen, daß man frei und ungezwungen nach Art der Kinder seinen Neigungen leben darf und will, muß in erster Linie die Sommerfrische abhängen.

Wer es sich leisten und wer sich nun einmal von einem gewissen Luxus nicht frei machen kann oder will, wer den gesellschaftlichen Verkehr nicht missen kann, wer zudem Freude hat an der Beobachtung des internationalen Lebens und Treibens, der mag immerhin jene hocheleganten Kurorte aufsuchen. Die große Mehrzahl der Erholungsbedürftigen sucht aber eine andere Umgebung. Sie hat das Bedürfnis nach Ungezwungenheit, nach Natur und Muße. Einmal will jeder allein und sich selbst gehören. Unter solchen Umständen ist die Frage: See, Gebirge oder ein anderer ruhiger Ort leicht entschieden. Die erfrischende Wirkung des Gebirges und der See auf die erschlafften oder überempfindlichen Nerven der Städter ist bekannt. Aber dem einen wird die grenzenlose Fläche der See, die Einförmigkeit der Dünenketten bald langweilig, der andere fühlt sich durch die Berge beengt und bedrückt. Doch, so eigentlich faulenzen kann man fast nur an der See In die Berge dagegen gehören eigentlich nur solche Leute, die gehen wollen und können.

Es ist gewiß ein großes Glück und entspricht einem wahren Bedürfnis, das uns durch die heutigen Verkehrsmittel so leicht ermöglicht wird, einmal auszuspannen und uns an der Natur zu erfreuen. Man soll sich nur darüber klar sein, daß das, was man aufsucht, die Natur sein soll, daß man sich von Zwang und Alltagsleben befreien will. Es ist daher sinnlos, jede Unnatur städtischen Lebens in die Sommerfrische mitnehmen und verpflanzen zu wollen. Mögen die Modekurorte immer prunkvollere Hotels bauen, für die große Zahl der Erholungsbedürftigen ist weder eine große Halle, noch ein Diner mit soundsoviel Gängen, noch ein Neger als Türhüter Bedürfnis. Wer wirklich Genuß und Nutzen von seiner Sommerfrische haben will, sollte sich daher lieber die munteren und bescheidenen Scharen als die verwöhnten Großstadtmenschen zum Muster nehmen.

—⊙—

Das Krankenbett

Von L. Hansen.

Bei Kranken, die längere Zeit das Bett hüten müssen, kommt es recht häufig vor, daß sich an Stellen des Körpers, die einem dauernden Druck ausgesetzt sind, wunde Stellen bemerkbar machen. Sie liegen sich durch, sagt man. Ganz besonders oft ist das der Fall, wenn der Patient sehr stark abmagert, oder seine Herztätigkeit sehr schwach ist. Das Wundwerden ist die Folge einer mangelhaften Blutzirkulation in der Haut und kann sogar zum völligen Absterben begrenzter Partien führen. Man darf diesen Zustand niemals unbeachtet lassen, weil damit nicht nur Störungen, Unbequemlichkeiten und Schmerzen für den Kranken verbunden sind, sondern auch leicht Blutvergiftung entstehen kann. Es ist schon daher dringend notwendig, dem durch geeignete Maßnahmen vorzubeugen, eine Aufgabe, die bei genügender Sachkenntnis fast immer erfolgreich durchgeführt werden kann.

Am häufigsten liegen sich durch: der unterste Teil des Rückens, die Fersen, die Schultern und die Ellenbogen, also die Stellen, an welchen Knochen und Bettunterlage nur durch eine dünne Weichteilschicht getrennt sind. Häufiges Schwitzen, Durchnässen der Haut und ein hartes, unbequemes Lager, wirken fördernd ein. Es ist daher vor allem darauf zu achten, daß das Lager keine Falten aufweist. Alle Brotkrümchen sind sorgfältig zu entfernen.

Zeigt sich bei dem Kranken, der bereits längere Zeit im Bett zugebracht hat, irgendwo auch nur die geringste Rötung in Form eines kleinen roten Fleckens, so muß er so gelagert werden, daß die betreffende Stelle für die nächsten Tage keinen Druck auszuhalten braucht. Ein häufiges Waschen der in Frage kommenden Hautpartie mit Essigwasser oder Zitronensaft verhütet in den meisten Fällen ein Durchliegen.

Das Bett darf nicht hart sein, es muß immer für eine elastische Unterlage gesorgt werden. Dazu eignen sich vorzüglich die Stahlspiralenfedermatratzen. Darauf kommt eine Roßhaarmatratze, am besten eine dreiteilige, die man beliebig auswechseln kann. Ist man dazu nicht in der Lage, so genügt auch ein nicht zu fest gestopfter Strohsack, der alle drei bis vier Tage gehörig aufgeschüttelt und nötigenfalls nachgefüllt werden muß. Vorteilhafter ist es, auf das Unterbett eine Gummiunterlage zu legen und dann erst das Bettuch straff darüber zu spannen. Man ziehe im Laufe des Tages das Bettlaken öfters gerade und erneuere es, wenn es naß geworden ist.

Hat sich der Kranke dennoch wund gelegen, so muß man ihn auf Gummikissen lagern. Es sind deren verschiedene zu haben, — rund, eckig, für Rücken, Arm, etc. Die wunde Stelle kommt auf den im Luftkissen befindlichen Ausschnitt und wird dadurch von jedem weiteren Druck befreit. Noch besser ist die Lagerung auf ein Wasserkissen, sobald sich die erste Rötung gezeigt hat. Die durchgelegenen Stellen sind sorgfältig sauber zu halten, indem man sie häufig mit lauwarmem Wasser wäscht, dem man ein schwaches Desinfektionsmittel zugesetzt hat. Sind die Wunden gereinigt, so bedeckt man sie mit Salbelappchen. Auch dann, wenn die Stellen wieder heil sind, soll man den Kranken nicht gleich wieder darauf liegen lassen, denn die betreffende Hautpartie ist noch pflegebedürftig und wenig widerstandsfähig. Daher warte man bis zur vollkommenen Genesung.

Die Wäsche im Hause

Von Meta Kasten.

Der Hauch der Poesie des Wäscheschrankes ist zwar mehr und mehr im Entschwinden, seit die Frauen mit Spindel und Spinnrocken nicht mehr selbst den köstlichen Inhalt, den schimmernden, schneeigen Lein, schaffen und mehren. Aber der „reinlich geglättete Schrein" ist auch in unseren Tagen noch jeder Hausfrau Stolz und Freude, wenn sich ihre Tätigkeit auch darauf beschränkt, den Schatz, den er birgt, durch Fleiß, Sparsamkeit und Sauberkeit zu erhalten. Freilich eine recht nüchterne Arbeit, die in den meisten Fällen sogar äußerst mühselig ist, bringt diese Tätigkeit mit sich: „die im ganzen Hause gefürchteten Wäsche!" Die Hausfrauen auf dem Lande und in der kleinen Stadt haben wenigstens alle Bedingungen, die einen Erfolg der Arbeit sichern, Rasen zum Bleichen, einen staubfreien Platz zum Aufhängen der nassen Wäsche und andere Bequemlichkeiten, die in der Großstadt sämtlich fehlen. Allein auch in den mittleren Städten sind die Hausfrauen bereits vielfach gezwungen, die Wäsche auf dem Boden zu trocknen, wo Staub und Ruß nicht selten das verderben, was Sorgfalt und Mühe erreicht haben. Die Wäscherinnen wissen davon ein Lied zu singen. Mehr und mehr bürgert sich daher in den städtischen Haushaltungen die Sitte ein, die Wäsche den Waschanstalten oder Berufswäscherinnen zu übergeben. Fraglos erhält man hier die Wäsche in tadellos sauberem Zustande zurückgeliefert, und der Vorwurf, daß Gegenstände, die man außer dem Hause waschen läßt, nach kürzerer Zeit reißen und fadenscheinig werden, als wenn man sie selbst behandelt, dürfte sich bei der gerechten Beurteilung in den meisten Fällen als nicht stichhaltig erweisen. Nur ein Einwand wird sich niemals widerlegen lassen. Die Wäsche im Hause ist sparsamer, und solange die Hausfrauen die Sparsamkeit als eine ihrer Haupttugenden angesehen haben wollen, wird auch im Hause gewaschen werden. In kinderreichen Familien oder überhaupt in Familien mit Kindern dürfte sich die Ersparnis sicher lohnen.

Es ist zu verwundern, daß in den städtisch-bürgerlichen Haushaltungen die Waschmaschine noch verhältnismäßig wenig Eingang gefunden hat, und doch gibt es kein Mittel, das die mühevolle Arbeit des Waschens in höherem Maße erleichtert, als die Benutzung einer solchen. Eine Waschmaschine ist nicht billig, und das ist gewöhnlich der Grund, daß man sich ohne eine solche behilft. Bedenkt man aber, wieviel Luxusgegenstände oft für die Einrichtung einer Wohnung angeschafft werden, Teppiche, Büfetts, teure Fenstervorhänge usw., so sagt man sich, daß, wo für dergleichen Geld vorhanden ist, auch die Anschaffung eines so nützlichen Gegenstandes wie es die Waschmaschine ist, ermöglicht werden müßte. Die Maschine übernimmt nicht nur den mühevollsten Teil der Arbeit des Waschens, indem sie das Reiben mit der Hand unnötig macht, sie kürzt das Verfahren auch in so bedeutendem Maße ab, daß die dadurch erzielte Ersparnis nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden kann. Sie ist die billigste „Waschfrau", die man im Hause haben kann, ja, sie ersetzt eine solche wohl ganz und gar. Dazu kommt noch, daß ihre Arbeit die Wäsche viel weniger angreift, als die Behandlung des Reibens mit der Hand. Man frage nur einmal in Familien nach, die beide Methoden erprobt haben und sich ein sicheres Urteil bilden konnten.

Ebenso empfehlenswert ist die Benutzung der Wringmaschine, die wohl auch selten in Haushaltungen fehlt, wo die große Wäsche einen Teil der hausmütterlichen Pflicht ausmacht. Auch ihre Anwendung bedeutet eine Ersparnis an Zeit und somit auch an Geld. Da sie das Wasser vollkommener herauspreßt, als man es beim Auswringen mit der Hand erreichen kann, so trocknet die Wäsche leichter und schneller, was namentlich an Wintertagen von großem Vorteil ist. Außerdem wird die Wäsche auch reiner und weißer, weil das trübe Spülwasser gründlicher als bei der Handarbeit entfernt wird. Ein dritter und ein Vorzug von ganz besonderer Bedeutung ist es, daß der Gebrauch der Wringmaschine die Wäschegegenstände ungemein schont. Nichts macht die Wäsche leichter schadhaft, als das Zerren und Gedrehtwerden, wie es das Auswringen mit der Hand mit sich bringt.

—⊙—

Auch Männer sind schwach

Man hält zwar im allgemeinen die Frauen für abergläubischer als die Männer, aber das sogenannte stärkere Geschlecht ist auch in diesen Dingen mindestens ebenso schwach wie das an-